

WIELAND HERZFELDE
ELSE LASKER-SCHÜLER

BEGEGNUNGEN MIT DER DICHTERIN
UND IHREM WERK

Vor einigen Monaten, am 11. Februar, waren 100 Jahre seit der Geburt einer Dichterin vergangen, von der die deutsche Literatur um einen nie zuvor gehörten Ton bereichert wurde. Dieser Ton ist, solange sie lebte, von vergleichsweise nur wenigen Zeitgenossen vernommen worden. Unter ihnen erkannten oder erfüllten indessen fast alle spontan: hier handelt es sich um etwas wirklich Neues, um mehr als einen kurz aufflammenden Meteor, — die Poesie dieser Frau ist rhythmische Verflechtung von Zartem und Gewaltigem, von Klang, Farbe und Bewegung, von Ich und All, von versunkener und geahnter Wirklichkeit.

Einige ihrer frühen Gedichte mögen vermitteln, wie unerhört und eigenwillig ihre Wortkunst auf junge Leser wie mich wirken mußte:

Wir Drei
(Wieland, ich, Helmut)

Unsere Seelen hingen an den Morgenträumen
Wie die Herzkirschen,
Wie lachendes Blut an den Bäumen.

Kinder waren unsere Seelen,
Als sie mit dem Leben spielten,
Wie die Märchen sich erzählen.

Und von weißen Azaleen
Sangen die Spätsommerhimmel
Über uns im Südwindwehen.

Und ein Kuß und ein Glauben
Waren unsere Seelen eins,
Wie zwei Tauben.

Die Liebe

Es rauscht durch unseren Schlaf
Ein feines Wehen wie Seide,
Wie pochendes Erblühen
Über uns beide.

Und ich werde heimwärts
Von deinem Atem getragen,
Durch verzauberte Märchen,
Durch verschüttete Sagen.

Und mein Dornenlächeln spielt
Mit deinen urtiefen Zügen,
Und es kommen die Erden
Sich an uns zu schmiegen.

Es rauscht durch unseren Schlaf
Ein feines Wehen wie Seide —
Der weltalte Traum
Segnet uns beide.

Weltende

Es ist ein Weinen in der Welt,
Als ob der liebe Gott gestorben wär,
Und der bleierne Schatten, der niederfällt,
Lastet grabesschwer.

Komm, wir wollen uns näher verbergen . . .
Das Leben liegt in aller Herzen
Wie in Särgen.

Du! wir wollen uns tief küssen —
Es pocht eine Sehnsucht an die Welt,
An der wir sterben müssen.

Heute ist das Gesamtwerk Else Lasker-Schülers zugänglicher als zu ihren Lebzeiten, ebenso wesentliche Dokumente ihres Lebens und Auslegungen ihrer Dichtung. Und von dem «Querschnitt aus den umfangreichen Korrespondenzen der Dichterin», den Margarete Kupper im Kösel-Verlag, München, herausgibt, ist rechtzeitig zu ihrem 100. Geburtstag der erste Band herausgekommen, der zweite Band soll im Herbst folgen. Hingegen fehlt noch eine zusammenhängende, umfassende und überzeugende Darstellung ihres Lebens. Das hat seine Gründe.

Erich Fried nennt einen wesentlichen Grund: «Die Dichterin hat ihren Biografen Fehler und Entgleisungen leicht gemacht. Über ihr eigentliches Leben hat sie wenig verraten, aber sie war immer schnell bereit, eine Maske, eine Verkleidung, einen phantastischen Namen zwischen ihre Nöte und die Welt zu halten, und weil diese Masken und Verkleidungen originell und gut sichtbar waren, hat die «Wesensschau» der meisten, die später Zeugenaussagen zu Protokoll gaben, an diesen Masken Halt gefunden und haltgemacht.» Außerstande, ein Biograf der Dichterin zu sein — denn ich bin ihr zwischen 1914 und 1919 häufig begegnet, danach aber nur noch einige Male —, hoffe ich, meine Ausführungen werden *nicht* haltmachen vor den Masken und Verkleidungen, mit denen die Dichterin sich und ihre Freunde zugleich charakterisiert und verfremdet hat.

Schwierigkeiten macht mir überdies der Umstand, auf den Werner Kraft hingewiesen hat, ein Freund der Dichterin, der wie nur wenige dazu beigetragen hat, ihr Bild für die Nachwelt zu bewahren. Er schrieb im Jahre 1951 in der Schriftenreihe «Verschollene und Vergessene»: «Der heutigen Generation wird es schwer sein, diese dichterische Erscheinung zu verstehen, da die geistigen Voraussetzungen, auf denen sie beruht, schon seit langer Zeit aufgehört haben, eines allgemeinen Verstehens, geschweige einer allgemeinen Billigung sicher zu sein . . . die Frage kann nur die sein, welche Wirkungsmöglichkeiten ihre vollkommenen Gedichte enthalten, seien es wenige oder viele».

Seit diese Worte geschrieben wurden, ist eine neue Generation herangewachsen. Für sie ist Else Lasker-Schüler durchaus nicht mehr eine «Verschollene und Vergessene». Aber die Frage nach der Wirkungsmöglichkeit von Gedichten — nicht allein ihrer Gedichte — ist noch immer so aktuell wie schwer zu beantworten. Es verhält sich damit ähnlich wie mit Blumen und Blüten. Sie mögen prächtig sein — aber taub, unscheinbar, aber fruchtbar. Oder umgekehrt. Einfach ansehen kann man es ihnen nicht. Die Absicht, zu wirken, entspricht bekanntlich nicht notwendig dem Erfolg. Else Lasker-Schüler lehnte erzieherische, gar agitatorische Dichtung ab. In ihrem 1912 erschienenen Liebes-Roman «Mein Herz»

spricht sie von ihrer «ziellosen Hand aus Blut und Spiel». (Die Worte werden zuweilen Gottfried Benn zugeschrieben, der sie 1913 seinem Gedicht-Heft «Söhne» als Gruß an Else Lasker-Schüler vorangestellt hat.) Und in ihrem Buch «Konzert», 1932, findet sich ein Gedanke, der ihr ganzes Leben und Schaffen geprägt hat: «Zaubern ist des Dichters — Handwerk». Es lassen sich andere Zitate dagegen setzen. Das ist bei der Augenblicksbezogenheit jedes Künstlers, besonders aber bei dieser oft ganz spontan reagierenden Künstlerin, nur natürlich. Ich denke da besonders an die Schrift «Ich räume auf!» — eine zielbewußte Anklage gegen ihre reichen Verleger und den kommerzialisierten Literaturbetrieb. Hören Sie einige Zitate daraus:

«Ich habe mich entschlossen, ohne Rücksicht auf meine noch ungedruckten Manuskripte, aufzuräumen. Einer von uns Dichtern muß seinen Ehrgeiz opfern, auf seine Sehnsucht verzichten, den Nachklang seiner Schöpfung zu erleben, ihr ins Antlitz zu blicken. Ich bin bereit, und unentwegt gehe ich gegen den verdammungswürdigsten Buchhandel vor. Ich werde die Händler aus ihren Tempeln jagen, die wir Dichter ihnen aufgerichtet haben. Ich streite für mich und für alle Dichter, vor allen Dingen für die Dichtung, die schließlich immer von neuem erlischt im geschwächten Körper. Ich räume auf, mich treibt die Gerechtigkeit, bin heilig zwangserfüllt und rufe Ihnen, hochzuverehrendes Publikum, ermahnend zu: Wir wollen aufräumen! Bis unser Ruf durch den Spalt der Wolken himmelschreiend in die Ewigkeit dringt . . .

. . . Ich räume auf! Und zwar nicht durch die Blume eines lyrischen Gedichtes oder durch das Rauschen des Lindenbaums einer sentimentalischen Novelle oder durch das Guckloch eines Schlüsselromans. Nein, ich klage die — Verbrecher — hätte ich beinahe gesagt, ich klage die Verleger an, die die Dichtungen auf den Märkten für ihre Taschen ausschreiben . . .

Was sind diese Verleger eigentlich für Leute? Was treibt sie zu dem Buchhandel? Wahrhaftiges Interesse etwa an der Kunst? Man muß die Buchschieber mal unter sich beobachtet haben; die Börse ist ein Kasperletheater dagegen . . .

Keineswegs tut dem Dichter ‚bittere Not‘ gut . . . Ist es so unumgänglich vonnöten, zum Krüppel geworden zu sein, Tiefstes zu gestalten? Glauben Sie etwa, die Melone gibt, im Keller ohne Licht und Trank gewachsen, süßeren Saft? Die Dichtung, im weitestgehenden Sinne arglos, sieht die Welt im Bach, eine Hirtin des Worts, der man nicht mit spitzfindigen Kontrakten kommen soll. Man hüte sich, im kleinsten Bindewort lauert der Bazill. Der Dichter, verurteilt, gleichzeitig erwählt und berechtigt, Trauer und Freude intensiver, getönter zu empfin-

den, als der tägliche Mensch, bleibt der Leidtragende auf Erden, zumal seine kargen Verhältnisse seine Wünsche vergiften . . . In den Winternächten, wie oft habe ich im Dunkel des Zimmers meine Bettvorlage wie ein Dieb vom Fußboden aufgehoben und schob sie noch über die fremde, dünne Decke. Ich begann vor Hunger tiefer zu atmen, trank die Luft und kaute an ihrem Balsam . . . Ich war genötigt, mir irgendwie täglich Geld zu schaffen, gehetzt durch die Straßen zu rennen, schließlich über die bunten Gärten meines Herzens hinweg; manch schönes Wort zertrat ich . . .

Dann kam der Mai, den ich so gerne habe. Ich lag wo in einer Ecke der Straße zwischen Halensee und Grunewald unbegraben, heimatlos noch im Tode. Ein einfacher Spatz setzte sich auf meinen Fuß, er gab sich alle Mühe, mir etwas vorzusingen, . . .

Ich war vor dem Wirt geflüchtet, meine Möbel hatte ich in der Eile zum Ersatz der Miete zurückgelassen. Aber das waren alles nur Ableger im Vergleich meiner seelischen Plünderung. In meines Herzens Einfalt wuchs nichts mehr. Armes Land. Erstickt waren die Worte meiner Schwärmerei. Ich glaube, ich habe zu lächeln verlernt bis auf den heutigen Tag. Ihnen das geringste zu verschweigen, zumal ich aufzuräumen gedenke, heiße das Geschick des Dichters Ihnen unter schlagen. . . .

Meine Klage ist nicht jüdisch noch christlich, meine Klage ist ein Chor vieler, vieler, vieler Dichterseufzer . . . es macht den Eindruck, als ob sich erst nach dem Weltuntergang irgendwo für uns ein richtiger geretteter Boden findet. Was gäbe mir selbst Jerusalem, feilböte man die Wunder meiner Schwärmerei wie Ware . . .

Die Frage, wie ich mir eine Änderung in den Verlägen und Kunstsälen vorstelle, möchte ich dem Staate zu regeln überlassen, ordnet er doch die Schönheit der Anlagen seiner Städte, warum nimmt er sich nicht schon längst der Kunst an, die ihre Einwohner schmückt? Ich stehe hier, Euch, meine Brüder, die Dichter aller Künste, und Sie zu erwecken, zu sammeln. Den Plan der Änderung überlasse ich einem organisatorischen kunstliebenden Menschen im Staate, der uns einen Boden zu legen versteht, über den wir ferner vorurteilsfrei und heiter schreiten können, zu können vermögen. . . .

Hört ihr mich, meine lieben Dichterfreunde, solange noch ein Atemzug in unsern Lungen auf und niedergeht, wollen wir nicht ruhen, für die Dichtung aller Kunst zu kämpfen. Ich bin auferwacht, wacht auf mit mir; denn in Ihre Hände will ich mein Testament legen, diese Anklage, sie erzählt von einer Dichterin und euren Dichtern, lebenden und toten. Räumt auf mit mir, die Gerechtigkeit

trägt unsere Fahne . . . Aber ich will den letzten Atemzug nicht tun . . . bevor ich euch, meine Spielgefährten, Ihnen und des Landes Staat, mein letztes Wort übergeben habe, diese drei letzten Worte, die den Anfang unserer Marseillaise bilden sollen: Ich räume auf!»

Ihr «Kampf für die Dichtung aller Kunst» verfehlte sein Ziel. Er trug der Dichterin den Ruf ein, nihilistisch oder anarchistisch zu sein. Das war sie indessen ebensowenig wie sozialistisch oder kommunistisch. Was betont sei, weil es nahe liegt, einige Stellen dieser Schrift, wie etwa die folgenden, als bewußt revolutionär und antikapitalistisch zu werten:

«Wir Dichter, die wir uns täglich mit den Unterdrückten jeder Klasse auflehnen, sind und bleiben gegen unser eigenes Los engherzig? . . . Sonderbar, wir benehmen uns sogar schäbig zu uns selbst, und diese von den Verlegern hochbegrüßte Askese imponiert mir nicht mehr! Mein Entschluß steht unerschütterlich fest: . . . Die Händler aus dem Tempel jagen! Denn die Kunst ist uns Dichtern aller Künste ein teures Heimathaus . . . Die Arbeiter ziehen in langen Zügen durch die Straßen, über die Plätze, vom Oberhaupt geordnet, weltgeordnet bis vor die Tore der Schornsteine . . .

Organisieren wir uns doch wie die Arbeiter, machen wir unsere Kunst staatlich. Unser blauer Tempel gehört nicht einem Geldmenschen, er gehört der Menschheit. Werden wir des Staats: Athener! . . . Die Künstler, die ihren Leib der Gerechtigkeit zur Verfügung stellten, sind zu zählen. Bewegt beuge ich mein Knie vor meinen dichtenden schlichten Märtyrerfreunden . . . Zwei von ihnen, Gustav Landauer und Leviné . . . fielen ihrer Erlösungsballade zum Opfer . . . Und noch zwei Dichter schmachten jahrelang . . . Erich Mühsam und der Toller. Diese vier Menschen der Liebe, die alle äußere Pracht verschmähten und den Nächsten liebten wie sich selbst . . . Wie sie auch kritisiert werden mögen, ihr ehrlicher blutiger Vers bleibt ewiglich zu respektieren. Er wurde ihr Todesspruch . . . Der Dichter vermag eher eine Welt als einen Staat aufzubauen . . . Wir Dichter aller Künste wollen uns zusammenschließen, daß wir stark werden. Wir wollen vor die Tore unserer Ausbeuter ziehen . . .»

Hier wird deutlich, Else Lasker-Schüler war durchaus von den Revolutionen in Rußland und Deutschland berührt, ja mehr noch, zum Nachdenken über diese Vorgänge veranlaßt worden. Sie war nicht unpolitisch, wirklichkeitsfern und zeitlos fromm.

Und sie war nicht nur, als sie die erwähnte 1925 in Zürich erschienene Anklageschrift schrieb und vorlas, sehr intensiv «von dieser Welt». Wenn sie etwas erreichen wollte, gab sie sich oft sogar Mühe, diplomatisch und zurückhaltend,

ja verbindlich zu erscheinen. Nur gelang es ihr meistens nicht. Denn ihr freundliches Lächeln schlug leicht in Ironie um und plötzlich machte es dann (man mag es Stilbruch nennen) einer pathetisch-romantischen Aussage Platz. So in einem Brief, den sie 1919 an einen Schweizer Journalisten, Eduard Korrodi, gerichtet hat. Er beginnt fast spöttisch:

«Hochzuverehrender Herr Doktor!

Vielleicht tun Sie mir den großen Gefallen, den Herrn Bundesrat so im Vorbeigehn zu fragen, ob ich wieder in die Schweiz kommen darf? Die Möven vom Zürcher See schreiben mir so sehnsüchtige Briefe und ich sehne mich nach den weißen Vögeln . . .» Und er endet ähnlich: «Es lebe das Schwitzerland und meine verbindlichsten GrüÙe an den Herrn Bundesrat.

In aller Verehrung

Ihr Prinz von Theben.»

Inmitten des langen Briefes finden sich indessen ganz andere Töne:

«Aus der unabsehbaren Trübe möchten viele Menschen in die Schweiz kommen, und daß die Tanzsucht ausbrach und in Berlin und Umgebung epidemisch zunimmt, gerade im lahmgelegtesten Land, ist weiter nichts anderes als die natürliche Sehnsucht, eigener Bangigkeit zu entkommen — Flucht (ohne Visum). Denn selbst der Mond über der Hauptstadt von Deutschland ist nicht mehr der alleinige wohlbeleibte, alte Herr; zusammengeschrumpft, gallenerkrankt murrte er grißTrübe über ein Land, dessen Herz blutgenagelt an der Verzweiflung hängt. Von der maschinellen Bewegung des Krieges waren die Menschen eingeschläfert. *Zu Maschinengewehren gehören Bleisoldaten . . .* Ich meine, je mehr Todesmaschinen gebaut werden, desto weniger seelische Kräfte können sich entfalten.»

Und gegen Ende schreibt die Dichterin, ohne Rücksicht auf den Zweck ihres Briefes, Worte, bei denen man unwillkürlich an ein Buch denkt, das ihr unbekannt gewesen sein dürfte — an den «18. Brumaire» von Karl Marx. Sie lauten: «Aber die Tage der Revolution, hochzuverehrender Herr Doktor, vergesse ich nie im Leben; es waren Römerzeiten! Ein feierlicher Schwur, eine einzige Fackel war Berlin, die aufwärts lohte. Rührende Worte sprachen die einfachen Landwehrmänner an das Volk, aus geschmückten Karren, die zu Siegeswagen wurden in der Hand des schlichten Rosselenkers . . .» Das war ihre Erinnerung an die Novembertage 1918.

Im Werk der meisten Schriftsteller lassen sich bekanntlich immer Stellen finden, die bestätigen, was man jeweils beweisen möchte. Aber ich will nichts beweisen. Ich will ein Bild vermitteln. Ich denke an Lasker-Schüler nicht wie

an meine Mitkämpfer, die ein klares politisches Ziel vor Augen hatten. Ich denke an sie wie an einen tiefen See. Was er spiegelt, ist, je nach Witterung mehr oder minder klar sichtbar, auf der Oberfläche jedenfalls aber immer das gleiche. Dem entspricht der auffällig bescheidene Schatz an — oft allerdings kostbaren — Wörtern ihrer Lyrik. Den Grund des Sees dagegen, der seine Farbe und Temperatur mitbestimmt, den vermögen selbst gute Schwimmer nur selten und auch dann nur sekundenlang zu berühren. Und gelingt es ihnen, das, was sie berühren, begreifen und festhalten konnten, ans Licht zu bringen, so bleibt doch im Dunkel, was sie nicht fassen konnten. Und je reicher und aufgewühlter der Grund — um so verschiedener und fremdartiger ist, was sie zutage fördern. Daher ist, was ich zu berichten weiß, nicht erschöpfend. Auch ist es gefärbt dadurch, daß ich sehr jung war, als ich aufzeichnete, worauf der folgende Teil meiner Ausführungen sich stützt.

Als Oberrealschüler schickte ich aus Wiesbaden am 26. November 1913 einer Dichterin in Berlin, die von mir nichts wußte, und die ich kurz zuvor nur durch ihre Dichtung kennengelernt zu haben glaubte, einen unhöflich langen Brief. Ihm folgten sieben weitere, zum Teil ähnlich lange Briefe. Ich habe sie in meinem Tagebuch 1913—1914 teils entworfen, teils abgeschrieben. Auf überraschende Weise bin ich 1949 wieder in den Besitz der verloren geglaubten Aufzeichnungen gekommen. Das Tagebuch enthält außer den Briefen an Else Lasker-Schüler Hinweise auf ihre Antworten und einige Zitate daraus. Erwähnt habe ich übrigens die Dichterin darin schon, ehe ich ihr schrieb; und zwar im Zusammenhang mit einem Gespräch, das ich und mein Bruder Helmut (der sich damals noch nicht John Heartfield nannte) im August 1913 mit einem Herrn B. führten, einem an Literatur interessierten Herrn in Wiesbaden. «Herr B. hält Else Lasker-Schüler für ein ekstatisches Weib», notierte ich, «mein Bruder hingegen hält sie für eine große lyrische Begabung. Mir gefällt sie teils sehr gut, teils gar nicht. Es kommt mir vor, als schriebe sie zuviel und daher auch etwas kritiklos. Auch kann die Anlehnung an arabische Formen mit der Zeit lästig werden.» Daß Else Lasker-Schüler jüdisch war und viele ihrer orientalischen Gestalten ebenfalls, interessierte mich damals ebensowenig wie die Konfession anderer Leute überhaupt. Gott war für mich kein religiöses Problem, eher so etwas wie Natur oder Lebensdrang.

Einige Monate später war meine anfängliche Skepsis einer schwärmerischen Bewunderung gewichen. Diese Wandlung geht klar aus dem ersten Brief an sie hervor. Darin schrieb ich unter anderem über ihr Buch «Mein Herz» (Ich zitiere den unkorrigierten Text eines Unterprimaners):

«Mein Bruder hat mir das Buch von Dir geschenkt, in dem Du der Welt Dein Herz schenkst, liebe Dichterin. Und die ‚Hebräischen Balladen‘. Am Anfang berührten Deine Worte mein Herz nur wenig. Mein Verstand sagte mir, daß Du eine Dichterin bist, keine Schreiberin. Ich las im ‚Sturm‘ und in der ‚Aktion‘ Deine Arbeiten und freute mich darüber; aber ich wußte nicht recht, warum . . . Ich liebe den Adel, der Dich Deine ‚Hebräischen Balladen‘ so unliterarisch, so rückhaltlos fiebernd, in so kurzen Hauptsätzen schreiben ließ . . . Ich glaube, ich habe Dir diesen Brief geschrieben, um Dir mein Herz zu schenken . . .»

Es war natürlich nicht die vielfältige und sehr ungleichwertige Aussage, es war die in ihm wohnende federleichte Heiterkeit und tragische Bitterkeit, womit mich dieser «Roman in Briefen» beeindruckte. Die Briefe gingen an den Herausgeber des «Sturm», ihren Mann Herwarth Walden, und an einen Rechtsanwalt, Dr. Kurt Caro. Beide waren angeblich in Norwegen auf Urlaub. Die Widmung des Romans lautet: «ADOLF LOOS in Verehrung»; in späteren Auflagen dagegen (meiner Behauptung, sie habe der Welt ihr Herz geschenkt, widersprechend): «Mein Herz — Niemandem».

Hören Sie nun einige Stellen aus dem Roman, dessen Untertitel lautet «Liebesroman mit Bildern und wirklich lebenden Menschen»:

«Liebe Jungens. . . .

Denkt mal, ich habe den Mond gesehn auf der Weidendammerbrücke für zwanzig Pfennige. Ich habe aber nur sehr schattenhaft die Menschen durch das Fernrohr erkannt. Ein Mann hatte die Haare so wie Du geschnitten, Herwarth, oder vielmehr nicht abgeschnitten. Ob die Mondproleten auch immer rufen: Laß Dir das Haar schneiden? Und einen Herrn mit einer Aktenmappe habe ich ein Brot mit Roastbeef essen sehen, der glich Dir, Kurtchen. Und wahrhaftig, ein Café gibts auch auf dem Mond . . .

Ich bin nun zwei Abende nicht im Café gewesen, ich fühle mich etwas unwohl am Herzen. Dr. Döblin vom Urban kam mit seiner lieblichen Braut, um eine Diagnose zu stellen. Er meint, ich leide an der Schilddrüse, aber in Wirklichkeit hatte ich Sehnsucht nach dem Café. Er bestand aber darauf, mir die Schilddrüse zu entfernen, die aufs Herz indirekt drücke; ein klein wenig Cretin könnte ich davon werden, aber wo ich so aufgeweckt wäre, käm ich nur wieder ins Gleichgewicht. Ich hab ihm nämlich gebeichtet, daß ich mir außerdem das Leben meiner beiden Freunde wegen hätte nehmen wollen am Gashahn, der aber abgestellt worden sei; der ganze Gasometer ist geholt worden. Ich konnte die Gasrechnung nicht bezahlen. Auch in der Milch kann ich mich nicht ersäufen.

Bolle bringt keine mehr. Wie soll ich nun, ohne zu erröten, wieder ins Café kommen. Ein Mensch wie ich müßte sein Wort halten . . .

Liebe Jungens! . . .

Ich habe hier nun keinen Menschen, dem ich das alles erzählen kann, kommt bald wieder! Der Peter Baum ist ein Schaf, er grast immer auf der Wiese bei seiner Mutter und immer kann er nicht loskommen von Hans oder von einem andern Cousin des Wuppertals. Oder seine Schwester läßt ihn nicht fort, oder Maja, sein Weib, ist zurückgekehrt von der Reise. Ohne Peter Baum kann ich nicht leben. Er rügt mich nie, er findet, alles paßt zu mir, was ich tu. Aber vor Dir habe ich Angst, lieber Herwarth; eine Backpfeife wäre mir lieber als Dein strenges Gesicht. Den Geschmack habe ich noch von der Schule her. Und ich werde lieber in Deiner Abwesenheit diese Briefe an Dich und Kurtchen an Deine Druckerei schicken. Du sagt ja doch, es geht nicht, aber es geht alles, wenn man will. Peter Baum findet auch nichts dabei. Den ganzen Tag hab ich gestern auf ihn gewartet; ich schrieb dreimal denselben Brief an ihn, einen sandte ich an seine erste Wohnung, den zweiten an seine zweite Wohnung und den letzten an seine Mutterwohnung nach Friedenau. Auf Wuppertaler Platt . . .

Denkt mal, er ist abgereist mit seiner Schwester Julie nach Hiddensee. Am Hohenzollerndamm wohnt seine Frau, die Maja, mit ihrer Freundin Jenni, in der alten Ringbahnstraße hat Peter Baum seinen Roman liegen lassen. Die Tapezierer haben die Hälfte Blätter schon mit Kleister beschmiert, um sie unter die neue Tapete zu kleben . . .

Lieber Herwarth!

Es hilft Dir nichts, ich sende Dir diesen Brief solange, bis Du ihn im ‚Sturm‘ veröffentlichst. Ich glaube Dir schon, daß es Dir weh tut, diese Zeilen meines Herzens prägen zu lassen, aber da ich mich nicht zu beherrschen gelernt habe, verlange ich es von Dir. In meinem Interesse würdest Du hier gerne Deine Löwen bändigen — Pudelhunde gehorchen eher; ich sagte Dir schon einmal, die meisten Temperamente bellen oder jammern oder kläffen nur.

Ich war nämlich in Jedermann oder heißt es Allerlei? Ich glaube, es heißt Allerlei für Jedermann oder Jedermann für Allerlei: Herein meine Herrschaften ins Riesenkasperle, ins Berliner Hänneken! Ein evangelisch Stück wird gespielt für die «getauften» Juden, namentlich, sehr anschauend und erbaulich. Alle getauften Juden waren in der evangelischen Vorstellung-Schaustellung gewesen und waren erbaut *namentlich* von dem blonden Germaniaengel in

Blau und Doppelkinn. Rechts ein Fleckchen, links ein Fleckchen Mensch oder Engel an der Kasperlewand und wie das Gewissen zu heulen anfang: Jedermann hier, dort Jedermann. Wo kam das her — ich denke aus den Ställen, Herwarth. Nein, da wollen wir lieber auf die Kirmes gehen in Cöln am Rhein und ein Cölner Hänneskentheater aufsuchen, von dort sollte Direktor Reinhardt die Naivität herholen, nicht sich welche anfertigen lassen von dem Hofmannsthaler im Wiener Stil . . . Wenn Jedermann wüßte, was Jedermann wär usw. — eine Blasphemie, eine Verhöhnung einer alten Pietät, einer religiösen Verfassung. Das Leben und der Tod, die Sünde und die Strafe, Himmel und Hölle, alles wird zur Schaustellung herabgewürdigt, wie die Elephanten und Araberpferde mit Bändern und Kinkerlitzchen geschmückt, allerdings nicht einmal wie hier den Kindern zur Freude, — dem reichen sensationslustigen Publikum zur Erbauung, pfui Teufel, daß der Sekt besser mundet . . .

Ein paar Tage vor Weihnachten forderte Direktor Reinhardt mein Schauspiel die Wupper ein. Sie liegt noch nicht zwei Monate in seinem Haus; mein Schauspiel hat Leben, meine Geschöpfe möchten weiter leben. Nun wird mein Schauspiel eine Geisel sein in Reinhardts Händen, er wird meine Dichtung ins Feuer werfen oder sie mir mit ein paar Phrasen seiner Sekretäre wiedersenden lassen. Gleichviel, ich will keine Rührung noch Sentimentalität aufkommen lassen, Herwarth, ich muß meine Dichtung opfern der Wahrheit, dem ‚Ehrgeiz‘ zum Trotz . . .

Die Aufführung des Jedermann ist eine unkünstlerische Tat, eine schmäbliche — von ihm zumal, der im Publikum für unfehlbar gilt und in Wahrheit mit Bewußtsein nicht fehl greifen kann . . . Es fiel am Abend meine letzte Hoffnung, die Aufführung meines Schauspiels unter dem Können Reinhardts, das ich in so vielen Aufführungen bewunderte. Ich fordere mit diesem Brief meine Arbeitersage, die Wupper, ein!>

Und auf der letzten Seite des Romans:

«Ich flüchte in das Dickicht, Herwarth, ich habe immer das Haus gehaßt, selbst den Palast; wer auch nur ein Gemach sein Eigentum nennt, besitzt eine Häuslichkeit. Ich hasse die Häuslichkeit, ich hasse darum auch die Enge, den Sarg. Ich gehe in den tiefsten Wald, Herwarth; was ich tu, das ist wohlgetan, ich zweifle nie an mir. Kann man ein gläubigeres Wort aussprechen, ohne ein Lächeln hervorzurufen? Oder hüpfst wo ein Heuschreck? Ich lege mich unter die großen Bäume und strecke mich mit ihren Wurzeln, die sich immer umhalten, wie knorpliche Schlangen. Ich höre nicht mehr das Schellengeläute in meinen Ohren; jeder Herzschlag war ein Tanz. Ich kann nicht mehr tanzen, Herwarth;

ich weine — Schnee fällt auf meine weinenden Augen. Grüße Theben, meine Stadt . . .»

Zurück zu meinem Brief. Darin bat ich die Dichterin, an meinen Bruder zu schreiben, der kurz zuvor nach Berlin übersiedelt war. In ihrem Antwortbrief, den eine Zeichnung von Mond und Sternen über einer Festungsmauer schmückte, erkundigte sie sich, wie mein Bruder aussieht, und versprach, ihm zu schreiben.

Bald darauf trug ich in mein Tagebuch ein: «Else Lasker-Schüler hat an Helmut geschrieben, er hat sie zweimal besucht und heute bittet sie mich in einem kurzen, aber sehr lieben Brief, ihr nicht mehr zu schreiben, da sie zu wenig Zeit hat. Mein zweiter Brief war ihr ‚zu traurig‘ vorgekommen, er hatte sie ‚fremd und nah‘ gestimmt. In meiner Antwort bat ich sie, es mir nicht zu verübeln, wenn ich auch in Zukunft Briefe an sie richtete, natürlich nur in meinem Tagebuch.» Aber kurz darauf konnte ich notieren: «Zu meiner Verwunderung und Freude habe ich heute von Else Lasker-Schüler einen dritten Brief bekommen. Sie schrieb, ich soll ihr weiterhin Briefe schreiben, wenn sie zu meinem Leben notwendig seien. Sie fragt, ob ich etwa auch so ein Diplomat der Literatur sei und deshalb schriebe. Was sie damit meint, ist mir so unklar, wie unverständlich. Sonst war aber der Brief sehr schön und lieb. Sie will mir zu Neujahr ihr Selbstbildnis schicken und fragt nach meiner Fotografie. Auch wird sie nächstens in Frankfurt vortragen . . .»

Im gleichen Brief erwähnt sie ein Gedicht, das in der Weihnachtsnummer der Frankfurter Zeitung stand. Ich besorgte mir die Zeitung und las:

Hinter Bäumen berg ich mich

Bis meine Augen ausgereget haben,

Und halte sie tief verschlossen,
Daß niemand dein Bild schaut.

Ich schlang meine Arme um dich
Wie Gerank.

Bin doch mit dir verwachsen,
Warum reißt du mich von dir?

Ich schenkte dir die Blüte
Meines Leibes,

Wieland Herzfelde: Else Lasker-Schüler

Alle meine Schmetterlinge
Scheuchte ich in deinen Garten.

Immer ging ich durch Granaten,
Sah durch dein Blut

Die Welt überall brennen
Vor Liebe.

Nun aber schlage ich mit meiner Stirn
Meine Tempelwände düster.

O du falscher Gaukler,
Du spanntest ein loses Seil.

Wie kalt mir alle Grüße sind,
Mein Herz liegt bloß,

Mein rot Fahrzeug
Pocht grausig.

Bin immer auf See
Und lande nicht mehr.

Im Tagebuch vermerkte ich: «Es ist eines ihrer schönsten Gedichte, und da sie mich bat, ihr davon zu schreiben, machte ich in ähnlichem Versmaß und Rhythmus ein Gedicht: Meine Worte über das Gedicht von Else Lasker-Schüler ‚Hinter Bäumen berg ich mich‘. Es ist das längste, das ich bis jetzt geschrieben habe . . . allerdings reimt es sich nicht.»

In der Antwort, der ich «Meine Worte . . .» beilegte (an den Text erinnere ich mich nicht mehr), schrieb ich (über ihr Gedicht): «Mir gefällt so sehr: ‚Mein rot Fahrzeug‘ statt ‚rotes‘. Mir kommt das so fraulich und so gut vor. Ich glaube nicht, daß dies ein Mann oder ein verbissener, berechnender Mensch schreiben könnte.» Und in einem Brief, den ich acht Wochen später schrieb, heißt es: «Ich habe mir alle Deine Bücher gekauft. ‚Die Wupper‘ gefällt mir am besten unter denen, die ich bis jetzt gelesen habe. Auch habe ich von Dir geträumt, von Deinem Neger Ossmann, der richtete infolge einer optischen Täuschung großes Unheil an. Und dann machte ich als alter Mann eine Gesamtausgabe Deiner Werke. Und Du hattest ein violettees Kleid an und schautest zu, wie Hel-

mut und ich rodelten und wie wir plötzlich umpurzelten.» Den ganzen merkwürdigen Traum habe ich damals ins Tagebuch geschrieben. 1920 erschien er zusammen mit anderen Träumen in dem Buch «Tragigrotesken der Nacht».

Und dann, am 17. März, machte ich die Eintragung: «Heute habe ich von Else Lasker-Schüler einen Brief bekommen. Sie fährt Ende der Woche nach Frankfurt . . .»

Meine erste Begegnung mit der Dichterin, die am 24. März 1914 gemeinsam mit Franz Werfel in der «Frankfurter Loge» las, beendete das Briefabenteuer, das ich begonnen hatte, ohne seine Folgen für mein Leben auch nur zu ahnen. (So z. B. veranlaßte die Dichterin mich, ein e an meinen Namen anzuhängen. «Herzfeld», sagte sie, «das klingt wie ein Bummelzug. Herzfelde dagegen wie ein Schnellzug.») Unsere Begegnung war für mich ein beglückendes Erlebnis. Ich hatte noch nie Dichter gesehen und vorlesen hören. Das Tagebuch berichtet darüber:

«Eigentümlicherweise hatte ich während der Reise nach Frankfurt kein Herzklopfen . . . In der ‚Frankfurter Loge‘ stach ich sehr ab von den übrigen Herren, die alle in Gesellschaftstoilette da waren, ich dagegen in einer Art Reithose . . . Es war furchtbar leer. Etwa 500 Sitzplätze und nur 100 bis 125 Personen, meist junge Leute. Unter denen sehr viele, die mit den Gänschen quatschten und Witze rissen etc.

Plötzlich wurde es dunkel und Frau Lasker-Schüler trat vor die Bühne. Der erste Eindruck übertraf weitaus meine Erwartungen. Sie hatte ein blaues Seidengewand an. Weite Hosen, silberne Schuhe, eine Art weite Jacke, die Haare wie Seide, tiefschwarz, wild zuweilen, dann wieder sinnlich sanft. Das war's vor allem, was mich so überraschte: Jussuf war so ganz Weib, sie war so schön, voller Sinnlichkeit, ich hätte das gar nicht gedacht, da sie schon 38 Jahre alt ist.» (Daß sie nicht 1876, sondern 1869 geboren war, also sieben Jahre älter, konnte ich damals natürlich nicht wissen.) «Und noch mehr erstaunte mich ihr Vortrag. Ich dachte immer, sie spräche sanft, traurig, träumend. Hart, gläsern waren ihre Worte. Wie Metall glühten sie. Niemals bebten sie. Und ganz plötzlich brachen die Gedichte immer ab. Man erschrak jedesmal. Ich mußte mich erst gewöhnen. Das war kein Sprechen, das war Singen, ekstatisch, ewig tönend, wie das Zaubergebet eines orientalischen Propheten. Der Begriff ‚Prophet‘ konnte mich nicht verlassen. Man hörte fast nur geschleuderte Vokale, keine Konsonanten. Ein Hiatus nach dem anderen. Wie grelle indische Sonne. Nur manchmal hörte man unendlich irdisch, traut ein ‚r‘, wie das Kichern einer Quelle, ganz kurz, aber unvergeßlich. Bei dem Vortrag der Gedichte fühlte ich erst, wie

sehr sie gedichtet, wie gar nicht sie gedacht sind. Meine Dichterei ist dagegen doch eine Art Betrug. Ich überlege viel zu viel. Das werde ich mir hoffentlich abgewöhnen. Zum Schluß las Jussuf den Essay «contra B. und Genossen» vor. Dabei ließ sie sich mehr zum Publikum herab. Aus dem Propheten wurde eine Dame. Sie las so höflich. Aber in dieser Höflichkeit lag eine Ironie — die schön war. Und das ist herrlich. Ich habe Ironie immer als unästhetisch, fast taktlos empfunden. Doch diese war kindlich und unendlich tief und traurig, obwohl es sehr viel zu lachen gab. Wie sie sagte ‚many greetings your Robinson‘ klang es wie samtener Zucker, aber so lächelnd, unaffektiert, klug . . .»

1911 erschien im «Sturm» ein Gedicht von Else Lasker-Schüler, das alsbald einiges Aufsehen in literarischen Kreisen hervorrief. Hören Sie zunächst dieses Gedicht:

Leise sagen —

Du nahmst dir alle Sterne
Über meinem Herzen.

Meine Gedanken kräuseln sich,
Ich muß tanzen.

Immer tust du das, was mich aufschauen läßt,
Mein Leben zu müden.

Ich kann den Abend nicht mehr
Über die Hecken tragen.

Im Spiegel der Bäche
Finde ich mein Bild nicht mehr.

Dem Erzengel hast du
Die schwebenden Augen gestohlen,

Aber ich nasche vom Seim
Ihrer Bläue.

Mein Herz geht langsam unter
Ich weiß nicht wo —

Vielleicht in deiner Hand.
Überall greift sie an mein Gewebe.

Eine Hamburger Zeitung veröffentlichte das Gedicht ohne Erlaubnis und verunglimpfte es. Herwarth Walden, der Herausgeber des «Sturms», reichte Klage ein. Das Gericht verurteilte zwar den Verlag zu 10 Mark Schadenersatz, schloß sich aber den Beleidigungen an. Darauf beziehen sich folgende Zitate aus:

Else Lasker-Schüler contra B. und Genossen

Seitdem einige Tageszeitungen um mein lyrisches Gedicht «Leise sagen» soviel Lärm geschlagen und mich für geisteskrank erklärt haben, hat sich eine Partei um mich erhoben, die es sich zum Lebenszweck angedeihen läßt, diese gefährliche Behauptung mit allen gerichtlichen Gegenbeweisen aus der Welt zu schaffen. Das Resultat ist: Ich werde beobachtet, nicht allein von einem Psychiater, auch von mir selbst — (ich wollte, ich könnte mir was dafür anrechnen —). . . Ich habe kein Gedächtnis mehr, seitdem bei mir Gehirnerweichung in Frage genommen ist. Rechts vom Gehirn steht mein Heer — links der Feind. Ich fühle seitdem auch nicht mehr richtig, ich taste; die Sternwarte meines Herzens ist getrübt — und mein Horizont liegt hinter dem Rubikon — und der Verlag Sturm — verweht meinen Geist. Wie soll ich mich beschäftigen? Ist mein Psychiater nicht bei mir, fahr' ich zu ihm heraus und bringe ihm einen Kloß meines Gehirns. Ich muß immer meckern, wenn ich bei ihm bin; er hat einen roten Ziegenbart. Ich konnte mich schon als Kind nicht beschäftigen, meist habe ich mit Knöpfen gespielt, aber ich habe sie alle verloren oder wo angenäht, und wenn der Psychiater nicht eindringlicher mich beobachtet, werde ich es den Redaktionen der Zeitungen mitteilen, die mich bei der Gehirnerweichung ertappten; sie haben ihn doch für mich engagiert, und er muß seine Pflicht tun . . .

Ich hat heute den Psychiater, er solle mich ein bißchen in seinem Kinderwagen herumfahren. Er hat nämlich einen im Nebenzimmer stehen, darin seine Frau ihre Hoffnungen spazierenfährt, schon zwei Jahre, damit er sie nicht verstößt. Von seinem zukünftigen Sohne lasse er sich die Fesseln der Ehe gefallen, aber nicht von seiner Frau, die geht immer in Blau, weil sie den Himmel auf Erden vermißt . . . Ich habe einen Brief von mir selbst von früher gefunden, an meine britische Busenfreundin, den lese ich dem Psychiater vor. Seitdem ich diesen Brief geschrieben habe, ist mein Herz graumeliert, und Dr. Ziegenbart sagt: «Lesen Sie!» — «Dear Mabel! Manchmal hab ich so Sehnsucht, ich säß wieder nachmittags an einem großen, runden Tisch neben meiner Mama und so zwischen meinen Schwestern und Brüdern, und oben sitzt mein Papa, und wir trinken zusammen um vier Uhr Kaffee aus der silbernen Kaffeema-

schine durch Filtrierpapier — und so ganz zusammengerückt sitzen wir, wie eine Insel, aus einem Stück. Nichts Fremdes mehr, aber wir fließen ineinander, trotzdem wir Geschwister alle anders waren, und fürchten uns nicht vor dem Tode, weil einer den andern ersetzt. Das ist lange her, ich weiß auch nicht, warum ich daran so oft denke, zumal ich doch Robinson wurde, durchbrannte in die Welt, weil ich dem Robinson auf dem Deckel seiner Geschichte so ähnlich sah. Und ich liebte das Abenteuer, das hat nichts mit der Stube zu tun, und wenn es auch eine herrliche ist . . . Aber ich möchte noch die ganze Nacht so traurig erzählen. *Many greetings, Dein Robinson.*» — . . . Es hat jemand dem Psychiater gesagt, ich sei abnorm eifersüchtig. Das könnte allenfalls ein Symptom von Gehirnerweichung sein. Aber was soll ich mit meinem Mann sprechen, wenn er in der Nacht nach Hause kommt, als Eifersucht. Der Leser soll mir die Frage ganz aufrichtig beantworten, bitte. Ich lehne an seinem Rücken wie vor einem blinden Fenster. Übrigens ist meine Eifersucht nicht subjektiv, sie ist eine Landeigenschaft, ein Kostüm, eine Nationaltracht der Seele. Meinem Psychiater leuchtet die landläufige Logik wirklich ein; ich bin ein für allemal von ihm als gesund entlassen, und brauche mich nicht mehr seinen Beobachtungen zu unterziehen. Der Feind ist verurteilt vom hohen Gerichtshof zu zehn Mark Schadenersatz; hätte er nicht schon Berufung eingelegt, so hätte ich es ihm geraten, denn er soll in schlechten Verhältnissen sein — ich bin zu weich . . . ! . . . Mein Tagebuch berichtet weiter über Lasker-Schülers Vortrag:

«50 Minuten lang sprach sie, aber ich hatte keinen Begriff für Zeit mehr. Immer wieder mußte ich daran denken, daß sie da stand wie ein Prophet einer Welt aus Farben und Klängen und Leidenschaften, klar wie Kristall, ohne Nebel, ohne Zweifel. Jussuf kennt keine Kompromisse . . . Sie ist unzweideutig und kann deswegen nur Eindeutigkeit fassen und leiden. Sobald ihr etwas zuwider ist, lenkt sie nicht ein oder findet sich ab etc., sondern wird entweder ganz deutlich abweisend oder absolut passiv, wie ein Ding, läßt alles mit sich geschehen . . . Als sie mit dem Vortrag fertig war, machte sie gerade wie beim Anfang eine sehr ulkige Verbeugung, wie eine Knabe, aber nicht scheu, sondern fröhlich. Es wurde ziemlich viel geklatscht . . .

Ich hatte mich schon vorher über die Menschen, die da waren, gewundert und bin überzeugt, daß sie fast alle Lasker-Schüler als ein Kuriosum betrachteten und meist da waren aus Neugierde und um mitreden zu können; außerdem um sich bewundern zu lassen und zu poussieren.»

Aus den folgenden Seiten im Tagebuch — sie beziehen sich auf Franz Werfels Vortrag — zitiere ich nur einen kurzen Vergleich:

«Er spricht die Gedichte nicht, sondern er spielt sie wie ein Schauspieler vor. Darum habe ich noch eine halbe Stunde nach Schluß gezittert vor Erregung, die mir sein Vortrag einflößte. Bei Jussuf ist dies nicht so. Sie spielt die Gedichte nicht, sondern macht sie im Augenblick des Vortrags neu. Deshalb ist mir ihre Art noch lieber als die Werfels . . . Ich ging, etwas scheu, aber ohne Aufregung hinter die Bühne. Als ersten traf ich Werfel. Ich fragte ihn nach Frau Lasker-Schüler. Er zeigte mir, wo die war, und gab mir sogleich sehr freundlich die Hand. Im Zimmer lag Jussuf auf einem Sofa, mit einem Fell zugedeckt. Als ich kam, erkannte sie mich gleich, erhob sich leicht und sagte, ich möchte entschuldigen, sie sei so angestrengt. Wieder war ich erstaunt. Sie sprach ganz leicht, aber gar nicht erschöpft oder irgendwie schmachend. ‚Sie schreiben so nette Briefe‘, sagte sie vor sich hin. ‚Verzeihen Sie, ich bin sehr schwach; Sie gehen mit uns, natürlich‘ . . .

Nachher, im Restaurant, unterhielt Werfel die ganze Gesellschaft . . . Jussuf sprach nicht viel, aber schaute. Schaute auch mich oft sehr gütig an . . . Ich habe ein großes Vertrauen zu ihr, aber keine Ahnung habe ich, was sie von mir denkt. Sie hat mir versprochen, hierher (nach Wiesbaden) zu kommen. Das kann ich gar nicht abwarten. Ich habe immer so eine Angst, sie käme doch nicht.»

Sie kam in der Tat nicht. Aber ich kam nach Berlin, im April 1914. Dort raffte ich mich erst im Juni auf, in einer Art Chronik meiner Erlebnisse ins Tagebuch einzutragen:

«Schon während der ersten Tage suchte ich Jussuf im Café des Westens auf und ging gleich mit ihr nach Hause. Sie wohnte in einem Mansardenzimmer, das wenig heimisch ist, da zu hoch; doch ist es sehr schön geschmückt. Glasklingelspiele, bunte Federlaufrädchen, ein Tisch voll kleiner Soldaten und Elefanten und orientalische Schmucksachen.» (Ob sie echt seien, habe ich mich natürlich nicht gefragt.) «An den Wänden einige Plakate, Zeichnungen von Franz Marc, von sich selber, von Kainer, von ihrem Sohn Paul Walden. Auf einem Tisch ist eine Schreibmaschine. Das paßt aber recht gut zu dem unwillkürlichen Durcheinander von nützlichen und spielerischen Dingen, das mir den stärksten Eindruck hinterlassen hat. Ich weiß nicht genau, worüber wir gesprochen haben, doch es hat mir sehr gefallen und ich war voller Bewunderung für Jussuf.»

Die nächste Begegnung, von der das Tagebuch berichtet, trug sich am 6. August 1914 in München zu, wo ich, von Salzburg aus den Ferien zurückkehrend, einige Stunden Aufenthalt hatte. Es war schon Krieg.

«Im Café Stephanie traf ich Jussuf gerade, wie sie herausging mit ihrem Sohn

Paul. Wir gingen zusammen in ein stilles Lokal und aßen Abendbrot. Paul Walden ist nicht unsympathisch aber kühl, frühreif, wenig dichterisch . . . Er fuhr mit seinem Rad immer bis zur nächsten Straßenbiegung und wartete dort auf seine Mutter, um dann wieder wegzufahren. Übel nehme ich ihm das nicht im geringsten, kann mir aber denken, daß es seiner Mutter wenig Freude machte. Ich fand Jussuf furchtbar erregt und unglücklich. Persönlich ging es ihr so schlecht, da sie kein Geld, keine Freunde, keine Reise- oder Verdienstmöglichkeiten hatte. Außerdem hatte man sie in den ersten Tagen viermal verhaftet, und das Publikum ließ ihr, ihres nicht gewöhnlichen Aussehens wegen, auch keine Ruhe.

Da sie im Winter zuvor in Moskau gewesen war, fürchtete sie auch, von Detektiven umgeben zu sein. Das war gar nicht ausgeschlossen. Ihr Besuch hatte ja einem verurteilten Revolutionär gegolten, dem deutschen Dichter Johannes Holzmann (Senna Hoy, dem sie mit vielen Gedichten, Prosaseiten und Briefen ein literarisches Denkmal gesetzt hat)».

Das folgende Gedicht hat sie kurz vor seinem Tode geschrieben:

Ein Trauerlied

(für Sascha den Prinzen von Moskau)

Eine schwarze Taube ist die Nacht
. . . Du denkst so sanft an mich.

Ich weiß, dein Herz ist still,
Mein Name steht auf seinem Saum.

Die Leiden, die dir gehören,
Kommen zu mir.

Die Seligkeiten, die dich suchen,
Sammele ich unberührt.

So trage ich die Blüten deines Lebens
Weiter fort.

Und möchte doch mit dir stille stehn;
Zwei Zeiger auf dem Zifferblatt.

O, alle Küsse sollen schweigen
Auf beschienenen Lippen liebentlang.

Wieland Herzfelde: Else Lasker-Schüler

Niemehr soll es früh werden,
Da man deine Jugend brach.

In deiner Schläfe
Starb ein Paradies.

Mögen sich die Traurigen
Die Sonne in den Tag malen.

Und die Trauernden
Schimmer auf ihre Wangen legen.

Im schwarzen Wolkenkelche
Steht die Mondknospe

. . . Du denkst so sanft an mich.

Im Tagebuch heißt es weiter: «Ihr Sohn hatte kein Verständnis dafür, daß sie sich bei nicht leiser Äußerung oft ganz harmloser, den Krieg betreffender Ansichten ängstigte, man könne es hören. Daher gab es, wie mir schien, zwischen ihm und Jussuf eine Verstimmung. Andererseits war sie tieftraurig über den Krieg an und für sich und darüber, daß Franz Werfel, Gottfried Benn und die meisten ihrer Freunde im Krieg sind. Sie beschwor mich geradezu, ja nicht in den Krieg zu ziehen. Ich sagte ihr, ich sei nicht gerade versessen darauf, aber müsse wahrscheinlich, da sonst mein Abitur nicht gelte.

. . . Sehr bat sie mich, doch eine Zeit in München zu bleiben und dann mit ihr zusammen nach Berlin zu reisen. Das hätte ich gern getan, aber es war natürlich unmöglich, weil ich sowieso zu spät war. Darum fuhr ich um 10 Uhr abends schon wieder von München ab. Ein Stück des Weges hatte Jussuf mich begleitet und sagte mir dann sehr lieb Lebewohl.»

Als ich in der Nacht zum 19. November 1914 im Berliner Quartier der Sanitätstruppe, der ich angehörte, beim Licht von drei Kerzen, mein Tagebuch abschloß, denn am Morgen sollten wir an die Westfront verfrachtet werden, trug ich auf einer der letzten Seiten ein: «Else Lasker-Schüler ist herrlich. Wenn sie schneller vergessen wird als Goethe, bin ich . . . idiotisch. In letzter Zeit sagt sie immer Wieland zu mir und vertraut mir so sehr. Wie glücklich mich das macht. Morgen (heute) will sie um halb sechs Uhr aufstehen, um am Bahnhof zu sein bei meiner Abfahrt. Wenn sie auch nicht da ist — ich habe es nicht verdient.»

Sie war da. Aber über diese Begegnung, wie über alle weiteren, besitze ich keine Notizen; das Tagebuch hatte ich ja in jener Nacht abgeschlossen. Meine Erinne-

rungen werden allerdings unterstützt durch eine Anzahl von Stellen in ihrem Roman «Der Malik».

Hier will ich eine Bemerkung einfügen. Und zwar über die oft diskutierte und gedeutete Eigenart der Dichterin, die charakteristisch ist für ihr ganzes Werk, auch für ihren Briefwechsel und für die Art, wie sie sich im eigenen Leben verhielt, die Neigung, ihren Freunden Namen und Würden von Sagengestalten zuzulegen und sich selbst in einen vornehmen Ägypter oder wilden Juden, in den letzten Jahren in einen Indianer oder Inka-Prinzen zu verwandeln. Diese Neigung wurde und wird oft ausgelegt als eine Flucht der Dichterin aus der Misère der Wirklichkeit in eine mehr oder minder märchenhafte vergangene Welt. Eine derartige Deutung wird in dem «Versuch einer biografischen Darstellung» von Astrid Gehlhoff-Claes, der Herausgeberin der Briefe Else Lasker-Schülers an Karl Kraus, wie folgt begründet:

«So wird der Ausweg in den Mythos von dem ratlosen Entsetzen vor der Wirklichkeit veranlaßt und ist zugleich Ursache des ständigen Zusammenstoßes mit dieser Wirklichkeit. Er ist ‚Weltflucht‘, wie der Titel eines frühen Gedichtes lautet, ein Mittel, mit dessen Hilfe die Dichterin persönliches Schicksal, persönliche Herkunft und Zukunft vergißt.»

(Ich meine, allein die Stücke «Wupper» und «Artur Aronymus» beweisen das Gegenteil.)

«Die Ursache des Leidens», so fährt die Biografin fort, «die Wirklichkeit, wird aufgehoben und der Kontakt mit einer innerlich erschauten Welt gesucht, die der in dieser Welt Unbehausten Heimat und Halt geben soll.» Als Beweis führt die Biografin folgendes Zitat an: «... überall blicke ich nach einem heimatlichen Boden aus. Wer von uns hätte den gefunden und nicht erlitten des Heimwehs qualvollste Angst! Fand ich dann einmal die Heimat — in deinem Auge — durfte ich auch dort nicht rasten. In der Nacht meiner tiefsten Not, erhob ich mich zum Prinzen von Theben. Welchen Ahnen nachfolgte ich, welche Mumie salbte meine entschlossene Tat?»

Astrid Gehlhoff-Claes folgert daraus: «Namen wie Klages, Wolfskehl, Theodor Lessing, Buber, die Bachofen-Renaissance, George und sein Kreis kennzeichnen die mythischen Strömungen der Zeit. Else Lasker-Schüler schuf sich in diesen Bereichen eine eigene, bunte Welt aus germanischen, griechischen, ägyptischen, jüdischen und christlichen mythologischen Vorstellungen. In zahlreichen, meist männlichen Masken, die als Gestalten und Titel ihre Dichtungen durchziehen, stellt sie sich selbst dar: als Jussuf oder Joseph von Ägypten, als Prinz von Theben, als Malik, als Prinzessin Tino von Bagdad.»

So überzeugend diese Ausführungen klingen, ich halte sie, ebenso wie Erich Fried, für unzutreffend. Und was die genannten mystischen Strömungen angeht, so glaube ich, Else Lasker-Schüler verdankt ihnen so gut wie nichts. Eher könnte man sagen, sie verdankt viel dem Alten und auch dem Neuen Testament, der Erinnerung an Weihnachten und die Drei Weisen aus dem Morgenlande, aber auch an Fastnachtsspiele und Jahrmarktsbuden. Ihre «entschlossene Tat» hingegen, sich zum Prinzen von Theben zu erheben, wurde meines Erachtens — so paradox es klingt — durch einen wahrhaft demokratischen Impuls ausgelöst. Dieses Sich-Erheben war ihre Art, gegen die herrschende Monarchie von Gottes Gnaden und ihren Anhang zu rebellieren. Else Lasker-Schüler wollte nicht etwa einen neuen Mythos schaffen; sie sträubte sich vielmehr gegen den im Hohenzollernreich weit verbreiteten Mythos: «Der Mensch fängt erst beim Leutnant an». Die von ihr vollzogene Erhöhung des Künstlers zum Selbstherrscher war eine Manifestation gegen den Untertanengeist, gegen die Einteilung der Gesellschaft und der Rassen in Über- und Untermenschen, gegen die Entwürdigung nicht nur der Künstler und Dichter, sondern nicht minder des «gemeinen Volkes». Else Lasker-Schüler proklamierte den Machtanspruch der Liebe. «Ich habe Liebe in die Welt gebracht». Diese schlichte Zeile steht in dem folgenden, Franz Marc gewidmeten Gedicht:

Gebet

(Meinem teuren Halbbruder, dem blauen Reiter)

Ich suche allerlanden eine Stadt,
Die einen Engel vor der Pforte hat.
Ich trage seinen großen Flügel
Gebrochen schwer am Schulterblatt
Und in der Stirne seinen Stern als Siegel.

Und wandle immer in die Nacht . . .
Ich habe Liebe in die Welt gebracht —
Daß blau zu blühen jedes Herz vermag,
Und hab ein Leben müde mich gewacht,
In Gott gehüllt den dunklen Atemschlag.

O Gott, schließ um mich deinen Mantel fest;
Ich weiß, ich bin im Kugelglas der Rest,
Und wenn der letzte Mensch die Welt vergießt,
Du mich nicht wieder aus der Allmacht läßt
Und sich ein neuer Erdball um mich schließt.

Wer diese Frau kannte, wer ihre Dichtung kannte, mußte fühlen, sie verwandte das Wort Liebe nie in dem Sinne, wie es vor einem halben Jahrhundert ein auch heute nicht ganz unbekannter Publizist verstanden wissen wollte. Ich spreche von dem Geburtshelfer der von ihm so genannten «Neo-Pathetiker»-Bewegung, Dr. Kurt Hiller.

An einem Apriltag 1915 saß Else Lasker-Schüler im «Café des Westens» am Kurfürstendamm (von Spießern wurde es «Café Größenwahn» genannt) an ihrem Stammtisch. Sie erzählte uns begeistert von einem jungen Dichter, den offenbar keiner der Zuhörer kannte.

Sie wurde ans Telefon gerufen. Kurt Hiller unterbrach unsere Mutmaßungen, was für ein Mensch dieser unbekannte Dichter sein mochte, mit den Worten: «Ach, das ist doch belanglos. Sie hat sich ja nur in der Etage geirrt.» Diese Bemerkung und die anzügliche Geste, die Hiller dabei machte, empörte mich. Ich stand auf und sagte zu ihm so laut, daß man es auch an den Nebentischen verstehen konnte: «Herr Hiller, Sie werden für Ihre schmutzige Äußerung von mir gehorfeigt, und zwar» (ich blickte dabei auf die Uhr) «morgen um dieselbe Zeit, also um 4 Uhr. Ich schalte absichtlich 24 Stunden ein, damit niemand annehmen kann, Sie seien in spontaner Erregung gehorfeigt worden.» Dann fügte ich, an die anderen am Tisch gewandt, hinzu: «Wer das Verhalten des Herrn Hiller verurteilt, bleibt nicht mit ihm an einem Tisch sitzen.»

Gleich darauf saß Kurt Hiller allein am Tisch.

Am nächsten Nachmittag war das «Café des Westens» so dicht besetzt wie nie. Ich saß neben Else Lasker-Schüler und konnte den Eingang überblicken. Um vier Uhr tauchte Hiller, begleitet von zwei ungeschlachten Burschen, vor dem Café auf. Sie waren erheblich größer und breiter als er und ich. Ich ging auf die Eingangstür zu und sagte zu Hiller deutlich und schnell: «Wollen Sie sich wegen Ihrer beleidigenden Worte bei Frau Lasker-Schüler entschuldigen? Ja oder nein? Ich zähle bis drei: eins-zwei-drei.»

Ehe Hiller antworten konnte, war er bereits gehorfeigt. Seine «Melone» rollte übers Trottoir des Kurfürstendamms. Die beiden Leibwächter jagten hinter dem schwarzen Hut her und brachten ihn ihrem Herrn zurück. Sodann schritten die drei rasch durch das Lokal und verschwanden im Büro des Cafés. Nach ein paar Minuten trat der Geschäftsführer, Herr Pauli, heraus, kam an unseren Tisch, entschuldigte sich, er persönlich teile die Entrüstung über Herrn Dr. Hiller, aber er müsse leider darauf bestehen, daß ihr junger Freund das Lokal verlasse und es bis auf weiteres nicht mehr betrete. Er könne es nicht zulassen, daß Stammgäste im Lokal öffentlich mißhandelt werden.

Frau Lasker-Schüler stand sofort auf. Mit ihrer glashellen Stimme gab sie die Entscheidung des Herrn Pauli sehr ruhig bekannt und erklärte, sie werde das Lokal gleichfalls verlassen und von nun an im «Romanischen Café» zu treffen sein. Als sie hinausging, folgten fast alle Gäste.

Bald hatte das «Café des Westens» aufgehört, der Treffpunkt der Berliner Bohème zu sein. Ein paar Jahre später wurde es zu einem Musik-Café umgebaut.

Daß dieser Vorfall die Dichterin heftiger verletzte, als ich es damals bemerkte, geht aus einem Brief an Karl Kraus vom 27. 4. 1915 hervor, in welchem sie unter anderem schreibt:

«Ich würde Ihnen jetzt, in dieser Zeit des Todes, nicht mit Kleinigkeiten kommen, aber Sie müssen es wissen, denn . . . meine Seele ist kaputt. Gestern war ich wieder beim Justizrat wegen Dr. Kurt Hiller, so verfolgt er mich, trotzdem ich meines Wissens diesem Menschen nie etwas tat noch ihn schädigte. Der junge Wieland Herzfelde, unser jüngster Dichter hier, hat ihn denn . . . zweimal für seine unerhörten Gemeinheiten gegen mich geohrfeigt, öffentlich, im Café des Westens. So sagte Dr. Hiller in Gegenwart von Wieland: den Dr. Groß (ein Arzt aus Wien) hätte man lieber nicht einsperren sollen, lieber die Lasker-Schüler, der Dr. Groß ist wenigstens nicht gemeingefährlich wie die Lasker-Schüler . . . und er sagte dann noch etwas, was ich nicht vor Schmutz wiederholen will, ich kann es nicht geschrieben von Mir, dem Prinzen von Theben, sehen. Der Inhalt ist aber der, daß er sagte wie von allen jungen Dichtern, ich locke sie in mein Schlafzimmer, die jungen Leute für mich auf niedrigem Wege zu gewinnen . . . Und er, der Dr. Hiller, würde mich blockieren, daß kein Mensch mich mehr kenne.

Ich finde keine Ruh vor ihm. Ich hätte ihn schon selbst geohrfeigt, da Wieland so jung ist und sich schaden kann, aber ich kann nicht mehr kämpfen, ich bin gestorben im Wirrwarr der Welt in diesem Wildkrieg oder gerade nicht Wildkrieg, auf der Walze der Maschine des Krieges. Wären doch auch statt Menschen nur Bleisoldaten. Ich muß immer dichten, aber ich werde immer zerrissen von den äußeren Dingen . . . Nur Kainer, Fritz Wolff, Wieland und sein Kreis halten mit mir fest.»

In diesem Brief wird ausgesprochen, was sich aus den Dichtungen folgern läßt. Der Mißbrauch der Maschine und ihre Vergötzung war in den Augen dieser Frau das Ergebnis einer verhängnisvollen Entwicklung. Sie haßte ein Dasein, dessen Rhythmus und Klima nicht dem lebendiger Wesen entsprach. Dichterisch hat sie es in dem Roman «Der Malik» formuliert, indem sie von Abigail,

dem Kaiser von Theben, zu dem sie sich hatte krönen lassen, berichtet: «Sein Haß gegen die wunderlose, kalte Welt begann zu lohnen, deren Hauptsünde die Nüchternheit war, der tote Fisch ihrer Herzen.»

Das Gedicht «Abendzeit» in ihrem letzten, 1943 in Jerusalem erschienenen Lyrikband «Mein blaues Klavier» enthält die Zeile: «Ich suchte unaufhörlich einen Himmel wo . . .». Sie suchte ihn nicht nur. Sie wollte ihn sich und den Menschen zurückerobern. In diesem Sinne war Kunst auch für sie Waffe. Und sie hat nicht etwa (wie manche Romantiker) für die Wiederherstellung alter Zeiten gekämpft, auch nicht für eine Utopie, sondern für ein gütiges Heute und Morgen. Deshalb waren es ausschließlich Zeitgenossen, mit ihr lebende Künstlerfreunde, denen sie ihre Gedichte gewidmet oder über die sie Gedichte geschrieben hat.

Auf andere Weise geht eindeutig, obgleich versteckt, aus dem Roman «Der Malik» — genauer: aus dem im Krieg geschriebenen Teil dieses Romans — der rebellische, zeitbezogene Charakter des Himmels hervor, den Else Lasker-Schüler unaufhörlich gesucht hat. Jener Teil des Romans ist nicht zufällig in der Zeitschrift «Neue Jugend» zuerst veröffentlicht worden. Nach meiner Rückkehr aus Flandern, Anfang 1915, ermöglichte es vor allem Else Lasker-Schüler mir und meinem Freundeskreis, dem mein Bruder, Theodor Däubler, George Grosz, H. M. Davringhausen, Carlo Mense (ein Kölner Maler und Architekt), Johannes R. Becher, Albert Ehrenstein, Gustav Landauer, Franz Jung und Mynona (Dr. S. Friedländer) angehörten, diese Zeitschrift gegen den Krieg zu verwirklichen. Else Lasker-Schüler hatte weniger Geld als mancher von uns, aber sie versuchte bei Leuten, die ihr zu helfen pflegten, auch für die Zeitschrift Geld aufzutreiben. Sie ermutigte auf jede Weise das gemeinsame Vorhaben. Sie ließ uns den erwähnten Teil des Romans «Der Malik» sowie eine Anzahl von Gedichten zum Erstdruck. Und als im März 1917 Verlag und Zeitschrift «Neue Jugend» verboten wurden, schickten wir mit ihrem Einverständnis an den General von Kessel in Potsdam, den Leiter der Zensurbehörde, ein Gesuch um die Lizenz für einen neuen Verlag. Er sollte, wie wir mitteilten, der Malik-Verlag heißen. Wir behaupteten, der Malik sei ein türkischer Prinz, also ein Verbündeter, und sein Roman, den zu veröffentlichen wir vertraglich verpflichtet seien, werde zum Endsieg beitragen. Herr von Kessel fragte sich nicht, zu wessen Endsieg. Die Lizenz wurde unverzüglich erteilt. Hätten seine Sachbearbeiter den Roman aufmerksamer gelesen, so wäre es gewiß anders gekommen. Denn es finden sich darin Sätze wie die folgenden: «Der Kaiser Abigail Jussuf war fest entschlossen, unter keiner Bedingung sich an dieser Menschenschlacht zu beteiligen. Auch

fühlte der Kaiser irgendeine spielerische Verwandtschaft mit dem König der Schwarzen Berge, der den Frieden hatte herbeiführen wollen aus väterlicher Liebe für sein Volk und darum auch aus väterlichem Verständnis für die fremden Völker . . . » Und an anderer Stelle wirft Abigail seinen Gästen aus Deutschland vor: «Ihr habt das von Gott Euch anvertraute Abendland nicht mühevoll genug gepflegt, wie wäre sonst aus einer schattigen Eiche eine kühle Formel geworden.» Und dem Schreiber rief er zu: «Hebe deinen Griffel auf . . . und schreibe nieder, daß der Kaiser beschlossen hat, seine teuren Brüder nicht zu führen in den abendländischen Krieg.» Auch ihre vergeblichen Bemühungen um die Rettung ihres Freundes Senna Hoy hat Else Lasker-Schüler in die Fabel des Romans verflochten. Kurz nach dem tragischen Tod dieses Dichters brachte «Die Aktion» eine Sondernummer über ihn heraus. Vergleicht man die Daten und Dokumente des «Falls» mit dem Roman «Der Malik», so zeigt sich, daß, ungeachtet der phantastischen Verkleidung, die erdichteten Vorgänge den tatsächlichen im wesentlichen entsprechen und daß Else Lasker-Schüler wie in ihrer Dichtung auch in der Praxis kämpferische Solidarität mit ihrem revolutionären Freund bekundet hat.

Sie versuchte auf verschiedenste Weise, manchmal sogar mit Erfolg, ihre Künstlerfreunde dem Kriege zu entziehen. So bat sie mich im Sommer 1915, ihr bei der Befreiung des Freiherrn Hans Adalbert von Maltzahn behilflich zu sein. Er war jener junge Dichter, von dem sie im Café des Westens in Gegenwart Kurt Hillers gesprochen hatte. Ich fuhr nach Pasewalk, dem Standort einer Reserve-Ersatz-Kürassier-Esquadron, zu der Maltzahn gehörte. Von dem Ort in Pommern hatte ich nie gehört und von den Kürassieren auch nicht. Ich kannte auch Maltzahn nicht. Aber Else Lasker-Schüler hatte mich genau instruiert. So gelang es mir, mich in Uniform bis zu dem unter Hausarrest lebenden jungen Offizier durchzuarbeiten und ihn — nachdem er Zivilkleidung angelegt hatte — nach Berlin mitzunehmen.

Auf ähnliche Weise war Else Lasker-Schüler unermüdlich tätig. Von befreundeten Ärzten besorgte sie Medikamente, die manchem, dem der Krieg zuwider war, bei der Musterung nützten. Ein erstaunlicher, sogar auf die Dauer erfolgreicher Liebesdienst dieser Art gelang ihr ohne Medikamente, kurz ehe mein Bruder an die Front geschickt werden sollte, im Herbst 1915. Was ließ sich dagegen tun? Krank war er nicht, verstand auch nicht, es zu werden.

Am Abend vor dem Abtransport hatte John zum letzten Mal Stadturlaub. Im Romanischen Café warteten wir auf ihn, betrübt und schweigsam. Da hatte Else Lasker-Schüler eine Idee: wir alle sollten übertrieben schonend und rücksichts-

voll so mit ihm reden, als sei, was er äußerte, ohne Sinn und Zusammenhang. Wie sie ihn kenne, werde er höchst erregt darauf reagieren, und dann wolle sie es übernehmen, ihn davon zu überzeugen, der Arzt habe sich geirrt, als er ihn felddienstfähig schrieb, er gehöre, das könne jeder von uns bestätigen, in ein Lazarett für Nervenranke, und nicht an die Front. Die Art, wie wir das Komplott durchführten, ließ zuletzt ihn selber an seiner geistigen Gesundheit zweifeln. Es fiel daher der Dichterin nicht schwer, ihm das Versprechen abzunehmen, er werde in der Frühe beim Appell vor dem Ausmarsch zum Bahnhof auf seinen Zustand hinweisen.

Die nächste Nachricht von ihm kam aus einem Berliner Krankenhaus. Als ich ihn besuchte, begegnete ich einem blassen Menschen, der stockend sprach und mit einem Rechen versuchte, das Laub im Park auf einen Haufen zu scharren. Die gestreifte Krankenkleidung tat ein übriges dazu, mich zu beunruhigen. Sollte unsere «Psychotherapie» ihn wirklich krank gemacht haben? Dafür sprachen die Vorgänge am Morgen vor dem Abtransport. Als einziger seines Truppenteils — so erzählte er mir — sei er damals aus dem Glied getreten und habe strammstehend erklärt, er, Gardeinfanterist Herzfeld, sei nervenkrank. Der Kompanieführer hatte zu lächeln gewagt. Und das hatte meinen Bruder in solche Wut versetzt, daß zwei Unteroffiziere herbeiliefen, ihn festhielten und behutsam auf ihn einsprachen — ähnlich wie wir am Vorabend —, bis Sanitäter kamen, die ihn weniger behutsam wegführten. Nach einigen Monaten wurde er als «arbeitsverwendungsfähig» entlassen. Man betraute ihn damit, als Aushilfsbriefträger in Berlin-Grunewald Dienst zu tun.

Als endlich die Arbeiterschaft sich zum Krieg gegen den Krieg entschloß, war dies eine Wendung, die von der friedfertigen, aber streitbaren Dichterin, wie das aus dem Brief an Korrodi hervorgeht, aus vollem Herzen bejaht wurde. Allerdings beherrschte sie die Angst, der Bürgerkrieg könne jugendlichen Freunden Freiheit und Leben kosten.

Ich hatte in den ersten Jahren der Weimarer Republik noch lebhaften Kontakt mit Else Lasker-Schüler. Sie stand zum Beispiel dem Berliner Dadaismus (im Gegensatz zu unseren Freunden Däubler und Becher) erstaunlich verständnisvoll gegenüber, wenn sie sich auch nicht daran beteiligte. Sie hat das in der Schrift «Ich räume auf!» angedeutet: «Liebelt das Kunstgewerbliche mit der Zierlichkeit seiner Stoffpuppen, so ist es mir doch sympathischer, es malt der Künstler mal frech und geschmacklos dem Weib des Amenophis einen Schnurrbart an.» Das war 1919/20.

Damals und in den folgenden Jahren setzte sie sich beharrlich für die Rettung

oder Befreiung von Kämpfern gegen die Reaktion ein, für Erich Mühsam, Ernst Toller, Franz Jung, Max Hoelz. Wir sahen einander zwar seltener, blieben aber gut Freund.

Das änderte sich, kurz ehe die Hakenkreuzfahne zur Staatsfahne in Deutschland wurde. Ich traf Else Lasker-Schüler zufällig auf der Straße und bat sie, einen Aufruf zur Einheit von Künstlern, Wissenschaftlern und Arbeitern im Kampf gegen die Nazis zu unterschreiben. Da fing sie so böse an zu keifen an, daß die Vorübergehenden stehen blieben und ich nun wirklich Grund hatte, die Angst zu teilen, die sie zu diesem Ausbruch getrieben hatte. Wir trennten uns grußlos, mir schien, für immer.

Zu dem unerwarteten Zusammenstoß wäre es gewiß nicht gekommen, hätte ich ihr damals entstandenes, aber nur als Bühnenmanuskript erscheinendes Schauspiel «Arthur Aronymus und seine Väter» schon gekannt. Denn dann hätte ich gewußt: die unter Hitler heraufziehende Gefahr war für diese Dichterin der Antisemitismus, und sie klammerte sich an die Hoffnung, die aufgehetzten Massen könnten durch einen Aufruf zur Versöhnung für ein friedlich-freundliches Miteinanderleben von Juden und Christen gewonnen werden. Das Schauspiel spielt zwar in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, bezieht sich aber auf die dreißiger Jahre des unsers. Und die angeblich so weltentrückte Dichterin nennt — im 2. Bild — was sie mit Grauen kommen sieht, brutal beim Namen:

4. Kaufmann: Unsre Töchter wird man verbrennen auf Scheiterhaufen!

1. Kaufmann: Der Hexenglaube ist auferstanden.

3. Kaufmann: Aus dem Schutt der Jahrhunderte.

4. Kaufmann: Von Stunde zu Stunde verstärkt sich die Gehässigkeit der Christen gegen uns Juden, namentlich in den Dörfern.

Im 15. Bild aber sagt der Bischof von Paderborn zu Frau Schüler:

... der alte Gott Israels läßt die Seelen seiner Kinder nicht im Stich!

Frau Schüler (neigt dankbar bejahend den Kopf):

Und mit ein bißchen Liebe

geht's schon, daß Jude und Christ

ihr Brot gemeinsam in Eintracht brechen . . .

Im Spätherbst 1938 begegneten meine Frau und ich der Dichterin unerwartet in Zürich. Wir waren auf der Flucht aus dem bedrohten Prag. Nach allem, was inzwischen geschehen war, wäre es sinnlos gewesen, den Konflikt bei unsrer letzten Begegnung in Deutschland auch nur zu erwähnen. Else Lasker-Schüler

hatte Bitteres erlebt. Der Tod ihres einzigen, 1899 geborenen Sohnes an Tuberkulose hatte sie schwerer getroffen als alles, was folgte. 1933 sollte «Arthur Aronymus und seine Söhne» in Darmstadt uraufgeführt werden. Die Machtübergabe an Hitler machte die Aufführung unmöglich. Die Dichterin emigrierte 1933 nach Zürich. Erst nach Jahren bitterer Not, Ende 1936, erlebte sie die Uraufführung des Stücks im Zürcher Schauspielhaus. Es wurde begeistert aufgenommen, nach der zweiten Aufführung jedoch vom Spielplan abgesetzt, — denn die Nazis waren davon alles andere als begeistert. 1934 und 1937 war Else Lasker-Schüler auf Besuch in Palästina gewesen. Von dort hatte sie das Manuskript und die Zeichnungen zu ihrem Buch «Das Hebräerland» zurückgebracht. Es war 1937 bei Oprecht in Zürich erschienen.

Die Entwicklung in Deutschland hatte die politisch kompaßlose Frau zwar ins Exil getrieben, aber sie glaubte immer noch — wie in dem Stück die Frau Schüler — das Furchtbarste ließe sich bei einigem guten Willen in letzter Minute vermeiden: Mussolini werde alle Juden auffordern, sich unter seiner Schutzherrschaft in Italien anzusiedeln. Und die Generäle der Reichswehr würden Hitler absetzen, falls er mit dem Krieg beginne. An einen ähnlich naiv-humanen, zugleich aber grundvernünftigen Wunschtraum klammerte sie sich auch in dem Prosaband «Das Hebräerland». Darin kann man lesen: «Es entstehen wirkliche Freundschaften unter den semitischen Stiefbrüdern, zwischen den hebräischen Bauern und den wildesten arabischen Nomadenvölkern. Bepackt mit der Frucht des ‚guten Bruders‘ kehren die finster bebärteten Männer beschenkt zu ihren Weibern zurück in ihre Felsstädte. Im Auge Tränen, verläßt der bescherte Bergaraber die gastliche Kolonie des jüdischen Bruders.»

Jetzt, so versicherte uns die arme gealterte Frau, wolle sie ein drittes Mal Palästina besuchen. Sie sagte tatsächlich: besuchen. . . . Als wir uns verabschiedeten, holte sie aus ihrer riesigen, rissigen Handtasche einige Bonbons hervor und reichte sie uns. Wir sollten sie unserem (damals 13 Jahre alten) Jungen bringen. Deutlich sah ich dieses Bild wieder vor mir, als ich kürzlich in einem ihrer Briefe den bitteren Satz las: «Wir sterben alle an zu wenig Zucker. Der ersetzt wenigstens noch die Liebe.»

Ende September 1968 besuchte ich in Wuppertal-Elberfeld, der Geburtsstadt der Dichterin, die erste Aufführung des Stückes «Arthur Aronymus» in der Bundesrepublik. In einem diesem Anlaß gewidmeten Heft fand ich die Abbildung einer alten, häßlichen, gekrümmten Bettlerin. Darunter die Zeile: «Else Lasker-Schüler in Jerusalem. Zeichnung von Miron Sima.» Zu der Aufführung war Leopold Lindtberg gekommen, unter dessen Regie das Stück in Zürich

uraufgeführt worden war, und der die Dichterin kurz vor ihrem Tode — sie starb am 22. Januar 1945 — in Jerusalem wiedergesehen hatte. Ich fragte ihn, ob sie dort wirklich so furchtbar verändert ausgesehen habe. Er versicherte mir, so sei es. Trotzdem gelang es mir nicht, sie in der Zeichnung wiederzuerkennen, jene seltsame Frau, die das Leben nicht zu meistern verstand, deren Dichtung aber mein Leben — und gewiß nicht nur das meine — entscheidend beeinflußt hat. Und zwar mit ihrer keineswegs didaktischen Lyrik.

Folgende drei Gedichte hat sie als greise Bettlerin in Palästina geschrieben:

Mein blaues Klavier

Ich habe zu Hause ein blaues Klavier
Und kenne doch keine Note.

Es steht im Dunkel der Kellertür,
Seitdem die Welt verrohte.

Es spielen Sternenhände vier
— Die Mondfrau sang im Boote —
Nun tanzen die Ratten im Geklirr.

Zerbrochen ist die Klaviatur . . .
Ich beweine die blaue Tote.

Ach liebe Engel öffnet mir
— Ich aß vom bitteren Brote —
Mir lebend schon die Himmelstür —
Auch wider dem Verbote.

Mein Herz ruht müde

Mein Herz ruht müde
Auf dem Samt der Nacht
Und Sterne legen sich auf meine Augenlide . . .

Ich fließe Silbertöne der Etüde . . .
Und bin nicht mehr und doch vertausendfacht.
Und breite über unsere Erde: Friede.

Ich habe meines Lebens Schlußakkord vollbracht —
Bin still verschieden — wie es Gott in mir erdacht:
Ein Psalm erlösender — damit die Welt ihn übe.

An meine Freunde

Nicht die tote Ruhe —
Bin nach einer stillen Nacht schon ausgeruht.
Oh, ich atme Geschlafenes aus,
Den Mond noch wiegend
Zwischen meinen Lippen.

Nicht den Todesschlaf —
Schon im Gespräch mit euch
Himmlisch Konzert . . .
Und neu Leben anstimmt
In meinem Herzen.

Nicht der Überlebenden schwarzer Schritt!
Zertretene Schlummer zersplittern den Morgen.
Hinter Wolken verschleierte Sterne
Über Mittag versteckt —
So immer wieder neu uns finden.

In meinem Elternhaus nun
Wohnt der Engel Gabriel . . .
Ich möchte innig dort mit euch
Selige Ruhe in einem Fest feiern —
Sich die Liebe mischt mit unserem Wort.

Aus mannigfaltigem Abschied
Steigen aneinandergeschmiegt die goldenen Staubfäden,
Und nicht ein Tag ungesüßt bleibt
Zwischen wehmütigem Kuß
Und Wiederseh'n!

Nicht die tote Ruhe —
So ich liebe im Odem sein . . . !
Auf Erden mit euch im Himmel schon.
Allfarbig malen auf blauem Grund
Das ewige Leben.

Verehrte Anwesende, ich konnte im Rahmen dieses Vortrags nicht umfassend über das Werk Else Lasker-Schülers zu Ihnen sprechen. Ihre große Zahl sehr

eigenwilliger Zeichnungen ebenso wie ihre Bühnenwerke wären allein genug für einen anderen Vortrag. Ich habe mich jedoch bemüht, auf einige bislang wohl unterbelichtete Züge im Bild und im Werk Else Lasker-Schülers etwas Licht zu lenken.

In einem ihrer letzten Gedichte, die sie noch in Deutschland geschrieben hat, es heißt «Ewige Nächte», ließ mich die Zeile aufhorchen:

«Und doch wurd' alles, was ich sann, zur Tat.»

Was mögen wir unter «Tat» hier zu verstehen haben? Gewiß nicht ihre «entschlossene Tat», sich zum Prinzen von Theben zu erheben. Ich glaube, der Schluß des Gedichtes «An meine Freunde» deutet an, was sie meinte, wage aber nicht zu beurteilen, wie weit es der Dichterin wirklich gelungen ist, «allfarbig auf blauem Grund das ewige Leben» zu malen.

Dagegen weiß ich, daß seit dem Tage, da ich das Buch «Mein Herz» in den Händen hielt, in ungünstiger Zeit, ihr Werk mich immer wieder ermutigt hat, die Kunst, und also auch die Liebe und das Leben, zu verteidigen.

In dem ersten, eingangs erwähnten Band ihrer Briefe, der den Titel trägt «Lieber gestreifter Tiger» stieß ich auf ein Schreiben aus dem Jahre 1927. Darin beantwortet die damals 58jährige Frau den Brief eines ihr unbekanntem Wiener Studenten: «Es ist so schön, daß Sie mich nicht kennen, ich Sie nicht . . . O wie seh ich jetzt aus, nachdem ich durch die Stürme gesaut bin Tag und Nacht, und ich fürchte, Sie machen sich ein anderes Bild von mir. Mein Gedicht blickt sogar oft aus Vergißmeinnichtaugen, aber ich, die es dichtete, bin seine Gärtnerin. Sehen Sie sich mal Gärtner und Gärtnerinnen an oder Feldarbeiter.» —

Ich glaube, diese Zeilen sind das treffendste Selbstporträt einer deutschen Dichterin, der das Leben alles andere als hold war, die aber ihre Gärtnerinnenarbeit bis ins hohe Alter nicht aufgegeben hat, weil sie wußte: was sie in die Herzen ihrer Leser pflanzte, wird aufblühen — über ihren Tod hinaus.

Diese Gewißheit gab ihr noch in tiefster Not die Kraft, ihrem letzten (in 330 Exemplaren gedruckten) Gedichtband folgende Widmung voranzusetzen:

Meinen unvergeßlichen Freunden und Freundinnen
in den Städten Deutschlands — und denen,
die wie ich vertrieben und nun
verstreut in der Welt,
in Treue!»